

Die kleine Quadronin.

Wählung aus den Mississippi-Sämpfen. Von Valentin Jern.

Der alte deutsche Farmer, Johann Elwert, Besitzer eines schönen Gutes in Wisconsin, feierte im Kreise von befreundeten Nachbarn an einem schönen Augusttage des Jahres 1877 seinen 78. Geburtstag.

„Gute Nacht,“ sagte der Hausherr, „Du mußt schon so gut sein und aus eine zweite Woche betragen, denn die erste wird sogleich den Weg aller Punschbuben gegangen sein!“

„Das will ich, gewiß, mein guter Sohn!“ versetzte seine Frau. „Und wenn wir mit der zweiten fertig sein werden, so fangen wir wohl auch noch mit einer dritten an, denn aller guten Tinge sind drei!“

Darnach verließ sie geschäftig das Zimmer. „Sohn!“ rief ein Nachbar, Du hast wirklich eine vernünftige Frau! Eins nur kommt mir wunderbar vor.“

„Und was denn, Freund David?“ „Dass sie Agrippina heißt. Derartige Namen pflegen die Kreolen des Südens mit Vorliebe ihren Sklavinnen zu geben.“

„Ganz recht, lieber Freund! Meine Frau ist eine Quadronin aus dem Staate Mississippi. Vor fünfundsiebenzig Jahren, als sie ein kleines Mädchen war, fand ich sie zwischen einem todtten und einem Sterbenden auf dem schlammigen Ufer des Mississippi.“

„Uebrigens habe ich sie nicht geraubt, sondern sie ehrlich gekauft und mit fünf Centen haar bezahlt. Es war das ein gar seltsames Abenteuer.“

„So erzähle uns doch die Geschichte!“ Von allen Seiten bat man darum. Frau Elwert brachte die zweite Woche. Sie hörte die dringenden Bitten. Da sagte sie: „Erzähle doch Alles, Sohn! Die Geschichte macht Dir ja die größte Ehre. Und mich wird hier Niemand verachten, weil ich eine Quadronin bin.“

In seiner schlichten Weise erzählte darauf Johann Elwert Folgendes: „Es war im Herbst des Jahres 1832.“

Am großen Hochfluth zwischen der langen schlammigen Sandinsel welche auf der Karte für die Flussboote die Nummer 273 führt und dem dällischen Mississippi-Ufer, etwa zwanzig Meilen nördlich von der Yazoo-Einmündung und der Stadt Vicksburg, lag ein großes altes Flachboot festgelaufen.

Auf dem Deck desselben befand sich hinten eine kleine Bretterplattweh angebauter Kiste von Eisenblech und vorne ein süßliches kleines Bett von altem, vielfach geflicktem Sattellein. In der Bretterplattweh hauste mit seinem Weibe der Kohlschneider, Mohrhändler und Kohlschneider Samuel Jarvis, ein hagerer, alter, pythischer Yankee, gebürtig aus Connecticut, aber schon seit langer Zeit in St. Louis, wo er mit seinem Sohne Bob das Kohlschneidern in recht schwanthafter Weise betrieb.

Bob hatte früher den Vater selbst begleitet auf den abenteuerlichen Fahrten nach den süßlichen Uferstämpfen und Loggen des gemahligen Vaters der Ströme, wie die Kohlschneide den Mississippi nennen. Doch einst war er in einem Schmutzfeld mit einigen Flusspiraten — die sich damals zumellen noch bemerkbar machten — durch einen Zehnfußschuß schwer verwundet worden. Seitdem mußte er zu Hause bleiben.

Die Küchen- und sonstigen wirtschaftlichen Geschäfte an Bord des Flachbootes beforderte Frau Anna, eine selten-gute allseitige Person, mit dem größten Eifer. Vorne im gestrichelten Bett war die Schlafkiste des Bob, des Jünglings der alten Leute, und die meingie, der ich gewissermaßen mit zu dieser Familie gehörte.

Als Waisenknecht war ich in meinem vierzehnten Jahre auf die See geschickt worden, für die ich nicht paßte, da ich während der stürmischen Ozeanfahrt kein weiches Fleisch war, so daß ich seine schweren Arbeiten verrichten konnte.

Mit einem Bremer Schiff kam ich nach New-Orleans, und ich glaube haben, man wird sich an Bord gefreut haben, als ich heimlich davonlief. Nach längerem Umherabenteueren, und nachdem ich schon allerlei Quantitäten betrieben, gelangte ich nach St. Louis und wurde befreundet mit Fred, der mich beredete, mit noch den Mississippi-Sämpfen hinunter zu fahren, um Rohr zu schneiden.

Wir waren seit vier Wochen emsig an der Arbeit und hatten mehrere Hundert Rohrbündel theils im Raum verladen, theils auf Deck aufgeschichtet, lauter sorgfältig ausgelesene und sortirte Waare. Dies jäh, stark und geschmeidige Rohr aus dem Sumpfdickichten und unheimlich hülten Loggen am unteren Mississippi ist für viele Zwecke vortheilhaft zu brauchen und bildet einen guten Handelsartikel. Aber die Erlangung desselben ist auch mit Gefahren verknüpft. Alligatoren und allerlei giftiges Gewürm machen die Rohrschneidung unsicher. Fast schimmer noch ist die schreckliche Rekrutoplage, weil man derselben auf keine Weise zu entgehen vermag.

Und dann ist die Luft dann verpestet durch die giftigen, fiebererzeugenden Dünste, die aus dem Nothstrahl aufsteigen. Wir litten infolge davon häufig an heftigen Fieberanfällen.

Wenn wir das Kohlschneiden und Sortiren und Zusammenbündeln einmal gar zu langweilig wurde, so ging ich wohl auf die Jagd, um Enten oder andere Wasservögel zu schießen, die einen lederen Beutel für die Kälte lieferten, und also der guten Frau Anna gewöhnlich recht willkommen waren.

In unserer Einsamkeit hatte uns während der vier Wochen Niemand gestört. Alle Tage einige Mal — und zuweilen auch des Nachts — erscholl von der Mitte des gewaltigen Stromes her das Rollen und Rummern der Kolonnen stromauf oder stromab fahrender Dampfboote. Nach der Uferseite zu, im Osten, überfahen wir weithin die niedrige, sumpfige, unbewohnte Gegend, in der Grabeshügel herrschte. Weit hinten, in dämmernder Ferne, konnte man einen schwach ansteigenden Höhenzug entdecken. Dort, an der Gabelung des Yazoo-Flusses, sei die Gegend besser, sagte mir Jarvis.

Es sollten sich da einige größere und kleinere Plantagen im Besitz von Kreolen-Familien befinden. Eines Nachmittags nahm ich das kleine Kanoe, welches zum großen Flachboot gehörte, und ruderte nach dem Ufer, um ein wenig zu jagen. Ich war allein, denn Fred, der sich von einem Fieberanfall erst eben einigermaßen erholt hatte, mußte sich schonen und blieb deshalb zurück.

Ich ließ das Kanoe am Ufer und arbeitete mich mühsam durch Schilf und Geträpp auf das feste Land hinauf. Das Flachboot lag nun etwa hundert Meter hinter mir, mit dem Vordertheil der langen Insel zugeseht und dieselbe fast berührend.

Bei Hochwasserstand des Mississippi mußte die Ufergegend hier eine einzige große Lagune sein. Ueberall sah man noch Tümpel mit morastigem Wasser. Das hatte ich ja schon oft gesehen. Was mich aber diesmal in's höchste Entsetzen setzte, das war das aufregende Schauspiel einer Menschenjagd.

Ein Reiter verfolgte einen fliehenden Menschen, der ein Kind auf dem Arme trug, und hätte ihn offenbar längst eingeholt, wenn nicht die morastigen Tümpel sein Pferd zu so vielen Kreuz- und Querzweigen gezwungen hätten. Verfolger und Verfolgte waren etwa noch zweihundert Schritte von mir entfernt, konnten mich aber nicht erblicken, denn ich stand verborgen hinter einem Busch.

Jetzt verlor der Reiter die Geduld über die sich verwehrenden Schwierigkeiten des Bodens. Er sprang von dem Pferde und rannte, dasselbe zurücklassend, zu Fuß hinter dem fliehenden Menschen her.

Als dieser sich einmal umblühte und bemerkte, daß sein Verfolger, durch seine Last gehindert, ihn nach einer Minute einholen würde, sagte er einen verzweifelten Entschluß.

Er setzte das Kind behutsam auf den Erdboden, zog ein langes Messer aus dem Gürt seiner armenlichen Jockel-Heldung und sprang wie ein Tiger auf den Verfolger zu, der nun die Gegenpeitsche, die er seither in der rechten Hand gehalten, von sich warf und blitzschnell ein Bowie-Messer aus dem Gürtel hervorriß.

Im nächsten Augenblick geriethen sie an einander. Der wüthende Kampf dauerte nur einige Sekunden. Ich sah den Verfolger hinstritzen und sich nicht mehr regen. Der Andere wollte, offenbar schwer verwundet, die Hände auf seine Brust pressend, der Stelle zu, wo das Kind lag. Dort angelangt, sank er nieder. Das Kind — es war ein kleines fünfjähriges Mädchen, eine Quadronin — sprang auf, neigte sich über ihn und ließ ein gelendes Jammergeschrei aus.

Jetzt lief ich schnell zur Stelle. Als ich dort ankam, richtete der Sterbende sich ein wenig auf und schien mich mit einem gemüthlichen Gefühl von Angst und Hoffnung anzuharren. Es war kein Reiter, sondern ein Malatte von sehr weißer Hautfarbe. Die kleine Quadronin war das lieblichste kleine Mädchen, das ich je gesehen.

„Was bedeutet dies Alles?“ fragte ich. „Dah! Ihr das kleine Mädchen gefolgt?“ „Er schüttelte den Kopf und rüchelte: „Mein Kind!“

„Weshalb wurdet Ihr verfolgt?“ „Man wollte mein Kind erschrecken an eine Kunstreiter-Gesellschaft in Vicksburg — deshalb ergriß ich die Flucht.“

„So seid Ihr also ein Sklave?“ „Ja, von Douvergier's Plantage drüben am Yazoo.“

„Habt Ihr noch Euren Herrn erschossen?“ „Nein — Der Todte ist ein Aufseher von der Plantage.“

„Wo ist Euer Frau? Hat sie Euch auf der Flucht begleitet? Ist sie bereits ergriffen worden?“

„Nein — Sie lebt nicht mehr. Auch ich muß jetzt sterben — ich fühl's, die Wunde ist tödtlich. Seid barmherzig, rettet mein Kind!“

Dieser angestrichelte Bittschrei der Sterbenden drang mir durch Hart und Bein und erschütterte mein Gemüth.

„Was kann ich denn thun nach Eurer Meinung?“ fragte ich. „Ihr seid von dem Flachboot draußen?“

„Ja!“

„Begebt Ihr Euch bald von hier fort?“

„Vielleicht lassen wir uns schon morgen oder übermorgen von einem Dampfstromaufwärts schleppen.“

„So verbergt mein Kind am Bord und bringt es nach dem Norden zu guten, mitleidigen Leuten!“

„Warum soll die hübsche Kleine denn nicht in den Girtus, wo sie ja doch mit der Zeit vielleicht ihr Glück machen könnte?“

„Weil man sie dort zu den allergefährlichsten Kunststücken abrichten will. Der Direktor ist ein Schwager meines Herrn. Er ist jetzt bei ihm zu Besuch; auch seine Frau ist eine Kunstreiterin. Sie wollten meine kleine Agrippina heute mit fortnehmen nach Dubona, Veracruz, Mexiko und weiter.“

Seine Sprache war immer leiser und unverständlicher geworden. Von einigen Worten, die er noch hervor rüchelte, ersagte ich nur noch den Sinn; zum letzten Male empfahl er meiner Fürsorge seine kleine Tochter Agrippina.

„Ich will's gern versuchen!“ rief ich tröstlich. „Zum Glück sind der alte Jarvis und dessen Frau herzensgute Leute. Es kann wohl sein, daß sie Agrippina freundlich aufnehmen werden!“

Dann sah er mich an — sprechen konnte er nicht mehr. Dann traf sein letzter brechender Blick voll Bitterkeit das kleine weinende Mädchen. Eine halbe Minute später war das Leben gänzlich aus ihm entflohen.

Ich sagte die kleine Quadronin bei der Hand und sagte: „Du mußt mit mir gehen zu guten Leuten! Dein Vater hat es so bestimmt.“

Sie bestand mich wohl nicht recht und wollte die Leiche nicht verlassen. Da nahm ich sie auf die Arme und trug sie fort. Ich setzte sie in's Kanoe und lenkte dasselbe nach dem Flachboot. Als wir über das trübe Gewässer zwischen den Schilfmassen dahin glitten, hob plötzlich in unserer Nähe ein ungeheurer Alligator seinen höhllichen Kopf mit weit aufgesperrtem, zahnstehenden Rachen aus der schlammigen Fluth, tauchte aber sogleich wieder unter.

Wir gelangten an Bord. „Was tust du da?“ fragte er kaum Fred. „Eine kleine Quadronin?“

„Welch ein niedlicher, kleiner Engel!“ rief Frau Anna. Und sogleich begann sie, das Kind zu herzen.

„Was ist denn drüben eigentlich passiert?“ fragte Jarvis. „Ich erzähle Alles.“

„So, so!“ murmelte er. „Es ist Deine Meinung, John, wir sollen uns des kleinen Wesens annehmen. Ganz schön! Aber wer wird denn das Kohlgeld bezahlen?“

„Ich, sobald ich dazu im Stande bin,“ behauptete ich.

„Was sprichst Du da von Kohlgeld, Sam?“ rief seine Frau unwillig. „Gewiß wollen wir für das arme Kind sorgen! Das ist ja Menschenpflicht.“

„Sehr schön, verzeiht der alte Yankee. Kommen uns aber die Yazoo-Pflanzer über den Hals, so laufen wir große Gefahr, gelähmt zu werden, denn es ist ein Hauptverbrechen im Staate Mississippi, Sklaven zu entführen, und dieses kleine Quadronenmädchen ist ja nach Allem ungewissfalls eine Sklavin.“

Statt aller weiteren Auseinandersetzungen wollte Frau Anna das kleine Mädchen mit sich in die Kajüte nehmen. „Du willst die kleine Quadronin also durchaus behalten, Al!“ fragte ihr Mann.

„Ja, wahrhaftig, dies niedliche Kind soll nicht in einem Girtus den Hals brechen oder sich die Glieder verrenken!“

„Dann bringe es wenigstens nicht in die Kajüte, sondern verlaufe es in den Raum hinunter und verdecke es gut hinter den Rohrbündeln.“

„Ja, aber wozu denn?“ „Der Yankee zeigte nach dem Ufer hinüber, dem zwei Reiter, von Osten kommend, rasch zurubten.“

„Ist Einer davon der Yazoopflanzer, dem die kleine Sklavin rechtmäßig gehört, so ist das Gesetz auf seiner Seite,“ sagte er. „Fündet er sein lebendes Eigenthum bei uns, so können wir die Herausgabe nicht verweigern. Also verdecke das Kind recht sorgsam, dah! Du, Al!“

Eilig stieg Frau Anna in den Raum hinauf und verdeckte dort die kleine Quadronin in einem dunkeln Winkel hinter den Rohrbündeln. Dann kam sie zurück.

„Ich glaube, die Herren haben die beiden Reiter schon entdeckt,“ sagte ich. „Ja, und natürlich werden sie sich nun nach der kleinen Quadronin umsehen!“ meinte Jarvis.

Die beiden Reiter waren inzwischen am Ufer angelangt, wo sie anhielten, nach dem Flachboot hinüberschauten und einige Worte zuriefen, die wir nicht verstanden. Wir nahmen also keine Notiz davon.

Der Eine war ein Kreole von etwa vierzig Jahren und sah aus wie ein Pfleger der Gegend. Der Andere, ebenso alt, war wohl der Girtusdirektor aus Vicksburg. Wenigstens sah er ganz wie ein solcher aus mit seinem hüfensförmig herabhängenden langen Schwanzbart und verwegenen gelben Gesicht, daß Kunstreitermäßig.

Dieser Letztere wollte sein Pferd in's Wasser lenken. Aber der Pflanzer schien ihm davon abzurathen. Darauf ritten beide südwärts am Ufer entlang.

„Nun,“ sagte Jarvis, „ich lalturire, wir werden sie bald an Bord haben.“

Wahrscheinlich kennt der Pflanzer weiter unten eine Furt, die es gestattet, bequem und gefahrlos auf die Sandinsel zu kommen.“

Er hatte Recht. Nach kurzer Zeit erschienen die Herren auf der Insel; sie ritten dann der Stelle zu, wo unser Flachboot festgelaufen lag. Beide saßen von den Pferden ab, wateten ein paar Schritte durch das schlammige Wasser und stiegen an Bord.

„Was wünschen die Herren?“ fragte der Yankee bösslich.

„Wir suchen ein kleines Quadronenmädchen,“ antwortete der Pflanzer. „Wo kann es wohl hingekommen sein, wenn nicht auf dieses Flachboot? Ich will doch hoffen, Sir, daß Ihr nicht etwas die Entführung von Regern beabsichtigt!“

„Nein, werther Sir,“ versetzte Jarvis trocken. „Ich schneide Rohr in den Mississippi-Sämpfen, das ist mein Geschäft; mit dem Entführen von unglücklichen Regern befaße ich mich nicht.“

Unterdessen spähte der Pflanzer überall umher. Plötzlich sprang er in die offene Luke in den Raum hinunter und stieg einen Triumphschrei aus, indem er einen Wegzahn aufstrafte, den er auf das Verdeck warf.

Es war ein kleiner geflochtener Bastkorb, den Agrippina von ihrem Fährschiff verloren hatte.

„Ihr habt gelogen, alter Bursche!“ rief der Pflanzer. Die kleine Quadronin ist doch hier versteckt. Ein Küber seid Ihr!“

„Weshalb gabst Du nicht besser acht auf den Bastkorb, Franz?“ sagte Jarvis kaltblütig. „Jetzt ist's freilich verpielt. Hole das Mädchen aus dem Verdeck.“

Er nahm seine Flinte zur Hand und sprach ernst: „Ich bin ein ehrlicher Mann und achte eines Jeden Rechte. Die kleine Quadronin war hilflos und verlassen, da haben wir uns ihrer erbarmt. Dieser brave junge Mensch hat das Kind gefunden und an Bord gebracht. Wenn das kleine Mädchen wirklich Euer Eigenthum ist, so wollen wir dasselbe Euch nicht vorenthalten. Beliebigem aber lasse ich mich nicht auf meinen eigenen Planen! Also seht Euch wohl vor!“

Der Pflanzer Dubergier war wieder an Deck gegangen. „Es ist schon gut,“ rief er zufrieden. „Ich will's glauben, was Ihr sagt.“

Seufzend und weinend brachte jetzt Frau Anna die kleine Agrippina herauf, die verwundert mit ihren großen dunklen Augen um sich schaute, dann zu mir hinlief und meine Hand suchte und sich schüchtern an mich schmiegte, als ob ich ihr einziger Freund auf Erden sei.

„Ich trat vor und sagte: „Der arme unglückliche Sklave, dem dieses Kind gehörte, ist todt. Bevor er verstarb, hat er mich in's Hand, die Kleine nicht zu verlassen. Aber ich bin nicht ich; ich kann das kleine Mädchen leider nicht kaufen; denn ich besitze nur fünf Centen bares Geld.“

Die beiden Herren lachten. Das kam ihnen komisch vor.

„Die kleine Quadronin habe ich meinem Schwager hier, dem Girtusdirektor, Camillo Duplessis, geschenkt,“ sagte der Pflanzer spöttlich. „Frage ihn doch, jünger Mensch, ob er auf den Handel eingehen will.“

„Nicht für 500 Dollars ist mir die niedliche kleine Quadronin feil,“ sprach der Schmurrbürtige hochmüthig. „Ihr meiner hochverehrten Letztung soll diese große Geschöpfchen eine ebenso herabwürdige und lächerliche Kunstreiterin werden, wie meine geliebte Gattin Geleste.“

„Vom Ufer her erscholl in diesem Augenblick Hundgebell. Wir schauten den Hofen. Da sprengte mit fliegenden Locken ein jierlicher Jockey, geschickt einen Schimmel lenkend, an's Ufer. Ein großer schwarzer Hund lief voraus.“

„Ah,“ sagte der Direktor. „Das ist beinahe so wie in der Pantomime. Eben denke ich an sie — wusch! da erschreit sie. Geleste ist uns gefolgt!“

Wirklich war der jierliche Jockey die damals im ganzen Süden bekannte Kunstreiterin Geleste Duplessis. Das hübsche Jockey-Kostüm hatte sie wohl angelegt, um wanzloser in der Wildnis umher galoppiren zu können.

Die lächerliche Reiterin vermuthete jedwedenfalls, daß ihr Gemahl und ihr Schwager, die sie an Bord des Flachbootes erblickte und deren Pferde sie dicht dabei auf der Insel bemerken konnte, geradewegs durch's Wasser dort hin geritten wären. Sie lenkte ihr Pferd hinein, obgleich dasselbe Widerstreben bezogte.

Vom Flachboot aus schrie ihr Gemahl ihr zu: „Mein lieber hier nicht durch, Geleste!“

Darüber lachte sie nur. Gebieterisch trieb sie den Schimmel vorwärts. Nachdem sie eine ziemliche Strecke weit hinaus geritten war, entdeckte sie, daß das Wasser doch nicht so leicht sei, als sie vermuthet hatte. Um nicht die Stiefelchen naß werden zu lassen, zog sie schnell die Hüfte aus den Steigbügeln und fand mit einer gewandten Bewegung plötzlich auf dem Sattel des Pferdes das in immer tieferes Wasser geriet.

Jetzt verlor das Pferd den Grund unter den Füßen und mußte schwimmen. Aber auch dieser Umstand störte durchaus nicht die heitere Laune der Dame und ebensowenig ihr Galtung. Offenbar hatte sie gar keine Ahnung von der furchtbaren Gefahr, in der sie sich befand.

Das Pferd unter ihren Füßen zuckte convulsivisch und es schloß angstholl.

Plötzlich bäumte es sich gewaltig im Wasser.

Die Kunstreiterin vermochte nun natürlich nicht mehr das Gleichgewicht zu behaupten. Doch verlor sie nicht die Besinnung und ihre erstaunliche Gewandtheit ließ sie nicht im Stich. Genau im richtigen Moment schenkte sie mit sicherem Sprunge vom Rücken des Pferdes ab, im nächsten Augenblick stand sie auf einer kleinen Schlammbank.

Der Schimmel rief jetzt den heiferen marterkühlernden Schrei aus, den ein Pferd nur hören läßt, wenn es in höchster Todesnoth ist. Aus der schlammigen Fluth tauchte in diesem Augenblick zuerst der Kopf, dann der Vorderkörper eines ungeheuren Alligators auf, der seinen Rachen weit öffnete und die spitzigen Zahnreihen in den Hals des Pferde schlug.

Dies geschah nur wenige Schritte von Madame Geleste, die beinahe umfiel vor Entsetzen, als sie das Ungeheüm so in ihrer Nähe erblickte. „Zu Hülf! Zu Hülf!“ kreischte sie in Todesangst.

Auf dem Flachboot standen wir Zuschauer dieses aufregenden Vorganges einen Augenblick wie gelähmt. Dann schrie der Girtusdirektor händeringend: „Mein lieber Weib! O, rettet mein geliebtes Weib!“

„Ich sagte: „Herr, wollen Sie mir die kleine Quadronin für fünf Centen überlassen, so will ich ihre Frau von der Schlammbank abholen.“

Er rief: „Ich will's, mein Junge! Ja, ich will's! Rettet meine Frau!“

Sofort sprang ich in's Kanoe und lenkte dasselbe der geschredeten Dame zu. Zum Glück war der Alligator vollaus mit dem todtten Schimmel beschäftigt und ließ sich durch meine Annäherung durchaus nicht in seiner Mähigkeit stören. Ich verpöchte deutlich den Mordsgesicht des häßlichen Thieres. Rabe der Schlammbank rief ich: „Geschwind! Geschwind, Madame! Springen Sie in's Kanoe!“ Und mit gewandtem Girtusdrehung war der jierliche Jockey bei mir. So wie Agrippina das niedlichste kleine Mädchen, so war Geleste die hübscheste Frau, die ich bis dahin gesehen hatte.

Ein paar Minuten später erreichten wir das Flachboot und stiegen an Deck. Der Direktor umarmte seine Frau und küßte sie auf den Mund.

Der Pflanzer sagte: „Nun, dies gefährliche Abenteuer lief doch gut ab! Sonst ist's heute ein richtiger Unglückstag. Ein braudbarer Aufseher, ein werthvoller Sklave und ein prächtiger Schimmel sind hin!“

Ich nahm meine fünf Centen aus der Tasche und reichte sie dem Direktor. In diesem Augenblick hatte Agrippina den kleinen Bastkorb aufgetastet und hielt ihn in der Hand.

„Da hast Du was in Deine Spardbüchse!“ rief Dupressis und warf die fünf Centen in den Bastkorb.

Als Frau Geleste das sah, zog sie aus ihrer Tasche eine seidene Börse, durch deren Malchen Goldstücke blühten, schob sie in den Bastkorb und sagte zu dem erstaunten Reiter, indem sie sich hüßte, um sie zu lassen: „Armes Kind, wir meinen es so gut mit Dir! Eine berühmte Künstlerin sollst Du werden. Aber Dein unglücklicher Vater, der arme, unwissende, einfältige Mensch, verstand unsere gute Meinung nicht, und so ist es denn nun ganz anders gekommen. Lebe wohl, Du kleine niedliche Agrippina!“

Darauf verließen die creolischen Herrschaften das Flachboot. Madame Geleste schwang sich zu ihrem Gemahl auf's Pferd. Und so ritten sie auf der Sandinsel nach Süden, um die passirbare Furt aufzusuchen.

Die beiden Todten wurden abgeholt und in aller Stille beerdigt.

Bald nachher hatten wir volle Ladung. Ein kleiner Schleppdampfer wurde angerufen, dem bereits ein halbes Duzend großer Flussschiffe und Flachboote angehängt waren. Wir setzten unser Fahrzeug zu das letzte und wurden so nach St. Louis hinaus geschleppt.

Bei der Familie Jarvis fand Agrippina ein sehr gutes Unterkommen. Als ihr eigentlicher Vormund aber wurde ich immer betrachtet. Und mir blieb sie immer so jugendlich, daß wir uns befreundeten, als sie siebzehn, ich dreißig Jahre zählte. Es war mir gelungen, in der Welt vorwärts zu kommen; ich hatte billige Vändereien in Wisconsin gekauft, die nachher bedeutend im Werthe stiegen, und meine liebe Frau ist vollkommen damit zufrieden, daß sie eine einfache Hausfrau und keine berühmte Kunstreiterin geworden ist!“

Jägerlatein.

F r s t e r: „Sie wissen, meine Herren, daß ich längere Zeit beim Fürsten J. in Diensten stand, und daß ich ihn auf seinen mannigfachen Reisen begleitete.“

„Ich will Ihnen, meine Herren, eine Jagdgeschichte erzählen, welche ich auf einer dieser Reisen erlebte. Sie wird Ihnen ungläublich erscheinen, sie ist aber wahr, Sie wissen ja, ich lüge nicht.“

„Es war in Indien; wir befanden uns, um zu jagen, in einem Dorfe, den Namen desselben habe ich vergessen.“

Eines Tages brachen wir schon zeitig in der Frühe zur Jagd auf. Wir waren im ganzen zehn Personen. Als wir ungefähr zwei Stunden gegangen waren, kamen wir an eine Stelle, welche mit hohem Schilf bewachsen war. Dort wollten wir ein wenig ausruhen und ein kleines Frühstück zu uns nehmen.

Während hierzu die Vorbereitungen getroffen wurden, ging das Schiff auseinander und lag langsam vorwärts. Ich mochte so ungefähr dreihundert Schritte zurückgelegt haben, als ich zu einem freien Plage gelangte, und meine Herren, ich läge nicht, was ich da sah, das ließ mir, trotzdem eine kolossale Dipe damals herrschte, die Gänsehaut eiskalt über meinen Rücken laufen. In der Mitte des Platzes war ein großes Löwenest, in welchem es förmlich wimmelte, auf drei dafelst stehenden Säulen hielten vier Tiger rum, während auf dem freien Plage und unter den Säulen sich mehrere gewaltige Schlangen ringelten. Bestimmt wollte ich mich wieder zurückziehen, denn ich hatte mein Gewehr draußen stehen gelassen und nur mein Jagdhorn umhängen, mit dem ich mich doch nicht behelfen konnte, als ich auch schon von den Bestien bemerkt wurde. Das Aussehen hätte mir in diesem Falle wohl nicht mehr geholfen, so wollte ich wenigstens meine Begleiter warnen. Rasch ergriß ich denn mein Jagdhorn und blies aus Leibesträften in dasselbe. Die Wirkung welche die Töne auf die Thiere ausübten, war eine großartige. Wie festgebunden blieben sie vor mir stehen, sahen mich an, und ihre Wildheit ließ langsam nach. Als ich dies bemerkte, blies ich ein lustiges Ständchen, und da hätten Sie sehen sollen, was sich jetzt ereignete. Sämmtliche Bestien begannen zu tanzen. Ueber mit Tiger und Schlange mit Schlange, so selbst die jungen Löwen thaten es den alten nach. Es war ein schauerhaft-schöner Tanz, zu welchem ich aufstiege, und welcher mir unbeschreiblich blieben wird. Wie lange dieser Tanz währte, ich kann es nicht sagen, ich blies fort und fort, die Lippen thäten mir weh, der Schweiß lief in Strömen von mir, Endlich mochte es auch den Tänzern zu viel werden, denn ihre Kräfte erlahmten, und ein Paar nach dem anderen fiel erschöpft zur Erde, als das letzte Paar zu Boden sank, da trachten auf einmal neben mir Schiffe, es waren meine Jagdgenossen, welche herbeigekommen waren und nun sämtliche Bestien erlegten. Doch erst als das letzte Thier erendet war, hörte ich mich mit Wasser auf, und wusch mir den Schweiß von der Stirne. Bald trachtete man mehrere Wagen, auf welche die Thiere geladen wurden. Ich mußte auf dem ersten Wagen bei zwei der gewaltigsten Löwen Platz nehmen und wurde damals geleitet, und zwar mit Recht, als der Vome des Tages.“

„So schlug Aemilius den Varus!“ Diese alte Streitfrage scheint nicht zur Ruhe kommen zu sollen. Tacitus, die Hauptautorität, sagt am „Salutis Teuto-burgensis“, woraus man einen Teutoburger Wald gemacht hat, und da es nirgends einen Teutoburger Wald gab, so haben die Gelehrten schlankweg den alten heiligen Ösning in den Teutoburger Wald verwandelt. Unter Salutis versteht man aber im Lateinischen meist einen Engpaß, denn ein Schriftsteller nennt uns den „Saltu Teuto-burgensis“, wo man schon aus dem Griechischen weiß, daß ein Engpaß gemeint ist. Suchen wir den „Engpaß der Teutoburg“, so finden wir zwei Stellen. Die sogenannte Dörenschicht und den Sternstein bei Horn. Göttermeier verlegt die Verbindung der dorianischen Arme, auch wirklich in die Dörenschicht, aber G. A. V. Scherberg fand das Schlachtfeld bei Horn in der Nähe der Sternsteine und bringt derselben die Berg- und Flurnamen, wie Komow, Varnsburg, Brautberg, Wintel u. s. w. mit dem Grenzstein in Verbindung. Bei Horn hat man auch zahlreiche Hüfchen von römischen Waulthieren vorgefunden.

Die alten Inseln der Teutoburger in jene Gegend und die Göttersteine, wo Siegfried den Drachen fahner erschlug, und Schierberg fragte, ob nicht die Göttersteine und das dorianische Schlachtfeld identisch seien.

Prof. Mommsen verlegt das Schlachtfeld an den Dörenschicht und bewahrt seine Behauptung durch Münzfunde. Neuerdings machte aber auch die Theorie des Prof. Knoke in Ösnabrück wieder von sich reden. Dieser hat nämlich der 10 Jahren in seinen „Kriegszügen des Germanicus“ die Schlacht im Teutoburger Walde in die Gegend zwischen Burg und dem Dabichtswalde bei Siff Lenden verlegt. Nunmehr ist es ihm gelungen, in dem südlichen Abschnitte dieses Waldes ein vollständiges Wäldchen aufzufinden, das mit seinen Espigräben und abgerundeten Ecken, sowie mit seinen vier Thoren alle Merkmale römischer Befestigungskunst aufweist und nach Lage, Größe und Beschaffenheit vollständig den Bedingungen des zweiten Lagers entspricht, daß die Römer im Teutoburger Walde aufgeschlagen haben. Funde von Waffen weisen auf den Kampf hin, der hier stattgefunden hat. Auch ein großer Leichenhügel mit mehr als hundert Rüststücke stehende ist in der Nähe des Lagers gefunden worden.

„Ihr verheerender Herr Onkel, Herr Baron, hat Sie zum Universalerben meines großen Vermögens eingesetzt. In dem Testament findet sich aber die Klausel, daß Sie nicht eher das Erbe antreten sollen, als bis Sie Hauptmann geworden sind. — Was werden Sie bis dahin machen?“

„Aber das ist doch klar, Herr Justizrath — Schluß den natürlich!“